

Mit Goethe in die neue Zeit

von Walter Marinovic

Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlag zwölf, wurde uns in Deutschlands Freier Reichsstadt Frankfurt ein Kind geboren. Zweihundertfünfzig Jahre später haben viele Deutsche mit Dankbarkeit und Stolz dieses Tages gedacht. In kleinem Kreis las man Goethes Gedichte, sang Lieder nach seinen Worten, setzte sich mit seinem Werk auseinander. Während des Goethe-Jahres 1999 machten uns Aufsätze und Bücher, Vorträge und Lesungen bewusst, wie sehr dieser eine Mensch uns über die Zeiten geprägt hat. „Heidenröslein“ und „Faust“, „Erlkönig“ und „Über allen Gipfeln ist Ruh“ - das ist noch immer ein geistiges Band, das die Menschen deutscher Sprache vereint. Im grellen Gegensatz dazu aber steht, was die herrschende Klasse der Politprominenz und der Medienmafia zur Herabwürdigung Goethes von sich gab.

Wie „fern“ ist Goethe?

Im April 1999 sagte der damalige Bundespräsident Deutschlands in einer Rede im Frankfurter Römer: „Wenn wir ehrlich sind, müssten wir auch den Feierlichkeiten zum 250. Geburtstag Goethes die Überschrift geben: Der ferne Goethe.“ - Ehrlich sein sollte man in der Tag und daher fragen, an wem es denn liegt, dass der größte Dichter der Deutschen manchen fern zu sein scheint. An Goethe oder an uns, besser gesagt, an jenen, die sich als die Eliten von heute gebärden? „Es stellt sich ja“, meinte Roman Herzog, „die Frage, was uns in einer solchen Zeit ein Klassiker, ja Klassik als solche noch zu sagen haben. Ein Werk und ein Leben wie das des Jubilars muss uns in dieser Welt noch fremder sein als je.“ - Für Leute, die in der Froschperspektive der eigenen Zeit befangen sind, mag das gelten. Wem Arbeit nur ein „Job“ ist, der ist taub für Goethes „Im Anfang war die Tat!“ Wer selber sprachverhunzendes Engleutsch kauderwelscht, begreift nicht, warum der Dichter unsere Muttersprache sein „geliebtes Deutsch“ nennt. Wer sich seines Volkes schämt, der sträubt sich, auf Goethe zu hören: „Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft.“

Wie fern und nichtig ist doch, was die Barone der „Talkshow-Gesellschaft“ schwätzen, wie nah und zeitgemäß ist Goethe: Der höllische Sinnenreiz der Hexenküche - der geklonte Homunculus in der Retorte - die teuflische Erfindung von Papier, das man für Geld ausgibt - die brutale Auslöschung von Philemon und Baucis, die globalem Machtrausch im Weg sind - man erschrickt vor der beklemmenden Zeitbezogenheit Goethes. „Das überhandnehmende Maschinenwesen ängstigt mich“, schrieb er zu einer Zeit, als manche die Maschinen noch kaum kannten, „es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.“ Naturentfremdung und Umweltvernichtung, Arbeitslosenelend und Managerzynismus, Hiroshima und Tschernobyl hat uns der Dichter aus der Ferne der Zeiten schon damals geweissagt. Die „Zauberlehrlinge“, die vom „fernen Goethe“ faseln, werden sie die Geister, die sie riefen, jemals noch los? Könnten wir nicht bei Goethe, bei unseren deutschen Dichtern das Zauberwort finden, das den rasenden Hexenbesen, der alles unter Wasserschwällen zu ersäufen sucht, endlich in die linke Ecke verbannt, in die er gehört?

Als Goethe den ersten Teil des „Faust“ zum Abschluss brachte, als Schiller den „Wilhelm Tell“ schrieb, als Beethoven den „Fidelio“ schuf, war Deutschland unter der Gewalt

Napoleons in seiner tiefsten Erniedrigung. Aus den Quellen des Geistes, aus Wissenschaft, Kunst und Philosophie, hat es sich wieder erhoben. 250 Jahre nach Goethes Geburt sind deutsche Politiker, wie einst die Fürsten des Rheinbundes, wieder Lakaien fremder Mächte und Verräter am eigenen Volk. Anstelle von Kunst fördern sie die Diktatur des Hässlichen und tun alles, um Goethe in unerreichbare Ferne zu rücken. Fürchten sie, dass aus seinem Geist irgendwann doch eine neue Wiedergeburt wächst? Dass wir uns nicht länger von Hollywood und Hardrock betäuben lassen? Dass wir uns auf unsere Würde besinnen und wieder das Wort des Dichters hören: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Ein „nicht-österreichischer“ Dichter?

Bis zur Kulturrevolution der sechziger Jahre war die Liebe zu Goethe unbestritten, auch in Österreich. In Wien wurde 1878 der erste Goethe-Verein des deutschen Sprachraums gegründet. Kaiser Franz Joseph und die Stadt Wien standen an der Spitze der Spendenliste für das Goethe-Denkmal auf der Ringstraße. Unter den Dichterbildnissen an der Front des Burgtheaters erhielt Goethe den Platz in der Mitte. Noch 1949, als in Österreich die vier alliierten Besatzer herrschten, gedachte man seines 200. Geburtstages in einem feierlichen Staatsakt, und Österreichs Dichter huldigten ihm. Alexander Lernet-Holenia nannte ihn „den größten Deutschen“, und für Max Mell war es Goethe, der uns nach der Katastrophe von 1945 aufrief, aus den Ruinen eine neue Welt zu bauen.

1999 aber gewährte Österreichs Bundeskanzler Klima, der die Kunst zur „Chefsache“ erhob und ein „Festival der Schwulen“ großzügig subventioniert hat, für eine Ausstellung des Wiener Goethe-Vereins keinen einzigen Groschen. Mit der Schlagzeile „Rund um einen riesigen Gipskopf“ wurde die Ausstellung „Goethe und Österreich“, die auch das Modell des Goethe-Denkmals zeigt, von der linksliberalen Zeitung „Standard“ gehässig verhöhnt. „Politically correct“ gebot sie betulich, man müsse Goethe „angemessen feiern, also ohne großdeutschen Beigeschmack, einfach der Bedeutung entsprechend, die dieser nicht-österreichische Dichter im heutigen Österreich hat...“ Da blättert ganz plötzlich der fremdenfreundliche Lack von unseren Multikultiaposteln, die Goethe zum Ausländer stempeln, damit man die Österreicher nur ja nicht verdächtigen kann, auch sie seien Deutsche!

Auch die Wiener Tageszeitung „Die Presse“ tut sich mit Goethe schwer. Einem Aufsatz mit dem höhnischen Titel „Wer will mich?“ gab sie den brüskten Vorspann: „Goethe, das ist in Österreich kein Thema.“ Die Verehrung Goethes sei, so wird dann ausgeführt, in Österreich „das implizite Bekenntnis zur *einen* deutschen Kultur: dieses Gefühl, mit und wegen Goethe weiterhin in einem Boot mit den Deutschen sitzen zu müssen - das ist es, was man sich in der Zweiten Republik abzustreifen vornahm. ‘Goethe’ wurde zur Chiffre für unverbesserliche deutsch-nationale Österreicher, für Kulturrestaurateure und andere Ewiggestrige.“ - Wie ehrenvoll es ist, als „unverbesserlich und ewiggestrig“ beschimpft zu werden, weil man sich zu Goethe bekennt, kommt diesen hämischen Kleingeistern natürlich nicht in den Sinn. Mag das Wort „Kulturrestaurateure“ auch abwertend und boshaft gemeint sein, es bezeichnet genau die Aufgabe der Zeit: unsere von der herrschenden Klasse geschändete deutsche Kultur im Geiste Goethes wieder zum Guten, Schönen und Wahren zu führen.

„In den Kot getreten“

Als der zweiundzwanzigjährige Goethe, in der Literatur damals kaum bekannt, die erste Fassung seines Dramas „Götz von Berlichingen“ in wenigen Wochen aufs Papier warf, setzte er über sein Manuskript einen Satz aus dem Roman „Usong“ von Albrecht von Haller: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde

mehr fähig.“ Damit bezeichnete er nicht nur die Epoche, in der seine Dichtung spielt - Verfall der Kaisermacht, Fürstenwillkür, Bauernkriege - sondern auch seine eigene Zeit: das Heilige Römische Reich zum Spott verkommen, das Wohlleben der Mächtigen mit dem Verkauf von Soldaten finanziert, die allgemeine Losung „Hinter uns die Sintflut!“ Doch ist das Motto seiner Jugendliteratur nicht auch ein prophetisches Wort Goethes über unsere Zeit?

Noch vor wenigen Jahrzehnten ahnte niemand, zu welcher Erniedrigung Politik, Kultur und Sitte herabsinken würden: feige Unterwürfigkeit gegenüber dem Ausland, Verkauf der Heimat an die Fremden, Selbstbeschmutzung alles Deutschen, Subventionierung von Pornopoeten und Orgienmysterien, Sex & Crime als angebliche Kunst. Trauriges Sinnbild dafür ist der Jahrmarktrummel, den man in der Stadt Goethes entfesselt. Bombastisch hat man Weimar zur „Europäischen Kulturhauptstadt 1999“ ausgerufen und es so dem deutschen Wesen entfremdet. Im Goethe-Jahr setzt man drei abstruse Stücke von Beckett an und acht über das Theatermonster Frankenstein, eine Faust-Version 2.0“ in spanischer und katalanischer Sprache, einen australischen „Urfaust-Rap“, das Theaterprojekt „Kohelet“ mit dem Akko Theatre Israel in englischer und hebräischer Sprache, die Bauhausrevue „FlachDachKrach“, exotische Tänzer, die Grimassen schneiden und ihre halbnackten Körper verrenken. Ein Bild des amtlichen Weimar-Prospekts zeigt einen Neger, der in der Viehauktionshalle Weimar ekstatisch die Buschtrommel klopft. Als einziges Originalwerk Goethes spielt man den „Faust“, und auch diesen in schändlicher Regietheaterverhöhnung: Gretchen hockt kuchenmampfend vor dem Fernsehgerät. Faust holt sich eine Cola-Dose aus dem Kühlschrank. Als Mephisto von Gott dem Herrn keine Antwort erhält, leiert es aus dem Handy: „The person you are calling is temporarily not available.“

Einer Welt ohne Gott ist auch Goethe fern. Ein Volk, das „keiner edlen Begierde mehr fähig“ ist, wird in den Kot getreten. Die eigentliche Herausforderung an uns ist weniger die Lösung materieller Probleme als die Besinnung auf unsere geistigen Quellen. Goethes zu gedenken, heißt nicht, in einem Zitatkasten zu kramen, sondern sich seiner Sicht der Natur und des Menschen zu öffnen und aus seinem Geist unsere Zeit neu zu gestalten. Unendlich reich sind sein Werk und sein Wesen und geben uns Antwort auf Fragen, die uns bedrängen. Aus der Verkommenheit des gegenwärtigen Zeitgeists zeigt uns Goethe den Weg in die neue, in eine bessere Zeit.

„Ordnung und Freiheit“

Am Vorabend der Französischen Revolution las Goethe in Zeitungen von Tumulten, die Aufstand und Anarchie ankündigten. Das erinnerte ihn, dass er solche Szenen schon ein Jahrzehnt vorher in seinem „Egmont“ gestaltet hatte. „Ich sah daraus“, sagte er später zu seinem Sekretär Eckermann, „dass die Welt immer dieselbe bleibt und dass meine Darstellung einiges Leben haben musste.“ Wenn sich also geschichtliche Abläufe wiederholen, dann liegt Goethes Botschaft an uns nicht nur in den poetischen Bildern seiner Dichtung, nicht nur in der Weisheit seiner Gedanken, sondern auch in den Aussagen zur Politik seiner, zur Politik unserer Zeit.

In der angesprochenen Szene aus „Egmont“ schilderte Goethe, was kurz danach in Paris blutige Wirklichkeit wurde, was in unseren Tagen in immer mehr Ländern der Welt sich ereignet und auch uns wieder treffen kann. Gerissen hetzt ein Demagoge auf dem Marktplatz in Brüssel die Bürger gegeneinander, die Menschen fallen übereinander her: „Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger stehen und gaffen, Volk läuft zu...“ Aus der johlenden Menge gellt ein Schrei: „Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!“ Graf Egmont tritt unter die tobende Meute. Für die Freiheit seiner Niederländer tritt er gegen die

spanische Zwingherrschaft ein und verspricht seinen Beistand. Aber den zügellosen Pöbel treibt er auseinander: „Glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien!“ In einer anderen Szene kurz davor hat der Dichter gezeigt, was er unter einem wirklich freien Volk versteht. Da feiern friedliche Bürger ein gemeinsames Fest, und schließlich stimmen alle in den Ruf ein: „Ordnung und Freiheit!“

Ordnung in der Gemeinschaft des Volkes, Kampf für die Freiheit gegen Feinde von außen: das ist das politische Ideal, das Goethe den Menschen seiner Zeit und auch uns vor Augen stellt. Für dieses Ideal von Ordnung und Freiheit geht Egmont dann auch in den Tod und fordert sein Volk zum Widerstand gegen die fremden Unterdrücker auf: „Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grund, den sie sich anmaßt, weg!“ Und sein Schlusswort, dem Beethovens Musik den mitreißenden Ausklang gegeben hat, ist der Aufruf: „Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu retten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe!“

Törichter Hurrapatriotismus hat den Dichter dieses Freiheitsdramas später als „Fürstenknecht“ verunglimpft. Heute könnte er mit seinem Appell, die Freiheit des Volkes gegen fremde Mächte zu schützen, eher in den Verdacht des Rechtsextremismus geraten. Die Wahrheit ist, dass Goethe die ausgewogene Mitte bewahrt. Der zügellose Taumel, der aus Frankreich dann auch auf die deutschen Lande übergriff, war ihm verhasst. „Ebenso wenig aber“, sagte er im Alter zu Eckermann, „war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen davon überzeugt, dass irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so dass sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.“ Auch das ist ein Wort an unsere Zeit. Starrer Druck und Meinungsterror der herrschenden Klasse sind ebenso schlimm wie randalierende Chaoten, besonders dann, wenn sie in listigem Zusammenspiel dasselbe Ziel verfolgen: das Volk in blinder Unfreiheit zu halten.

„Volk und Vaterland“

„Glauben Sie ja nicht, dass ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen.“ Diese Worte, die heute als Verstoß gegen „politische Korrektheit“ unerbittlich verketzert würden, sprach Goethe wenige Wochen nach der Völkerschlacht bei Leipzig zu dem Historiker Luden. Es waren Tage der nationalen Begeisterung, ähnlich wie im Herbst 1989, als unter den Rufen „Wir sind das Volk! - Wir sind ein Volk!“ endlich die Berliner Mauer zerbrach. Zehn Jahre später freilich ist trotz Wiedervereinigung Deutschland noch immer fremdbestimmt und gedemütigt. Nach wie vor stehen Truppen der Siegermächte auf seinem Gebiet. Unter ihrem Kommando und für ihre Interessen müssen deutsche Soldaten wieder marschieren. Deutsche Politiker sind Trabanten des Weißen Hauses und der Wallstreet.

Fremdbestimmt und uneins waren wir auch zu Goethes Zeit trotz dem Sieg über Napoleon. Kaum waren die Franzosen vertrieben, drangen siegreiche Kosaken in Weimar ein und plünderten die Stadt. Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach hatte ja ebenso wie viele andere deutsche Staaten dem Rheinbund und der Sache Napoleons beitreten müssen und stand daher auf der Seite der Verlierer. Deutschland war noch immer heillos zersplittert und blieb es auch nach dem Wiener Kongress. Der fremde Eroberer war abgeschüttelt. Aber waren „Einigkeit und Recht und Freiheit“ damit wieder hergestellt? Wenn die Deutschen, so

hoffte Goethe damals, „wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Parteisinn...untereinander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können.“ Doch er hatte Zweifel: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will?“ Tiefe Enttäuschung brach aus ihm heraus: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle...“

Wie peinlich müssten ihm jetzt die käuflichen Schreiberlinge und Talkshow-Moderatoren sein, die das eigene Volk in ewiger Buß- und Geiselhaft halten? Wie schändlich die umerzogene breite Masse, die sich, satt im Bauch und leer im Herzen, willig der Verdummung unterwirft? wie würdelos jene, die nun auch auf Goethe mit der „Moralkeule“ Buchenwald eindreschen und quer durch den Wald am Ettersberg eine eigene „Zeitschneise“ schlagen, um den Dichter zum Ahnherrn des bösen KZ-Deutschen zu stempeln? Würden - im Vergleich damit - Russen bei einer Feier für Puschkin Stalins Archipel Gulag präsentieren oder die US-Amerikaner bei einem Jubiläum Mark Twains der Ausrottung der Indianer gedenken? Sollte man nicht besser den Politikern auch unserer Zeit, die Bomben auf unbotmäßige Völker werfen und zum Hass gegen sie aufstacheln, die Worte Goethes vor Augen halten: „Überhaupt ist es mit dem Nationalhass ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur“, sagte er zu Eckermann, „werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück und Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“

Goethe war während seines ganzen Lebens offen und empfänglich für alles Große und Schöne, das andere Völker geschaffen haben. Schon als Kind besuchte er eifrig das französische Theater in Frankfurt. Als junger Mann begeisterte er sich für Shakespeare. Die Griechen waren ihm das Vorbild für seine klassische Dichtung. Im hohen Alter schrieb er den Gedichtzyklus „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“. Und in seinem „West-östlichen Divan“, der von dem persischen Dichter Hafis angeregt ist, stehen die Verse:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

„Dies ist unser!“

Ein Chauvinist war Goethe nicht. Doch auch kein Multikulti-Apostel. „Und wiederum“, sagte er, „ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgeht, ohne Nachäffung eines anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht.“ Wie töricht, wie miserabel sind da jene, die sich nun dem Diktat von Jazz und Blue Jeans, von Hollywood und Coca Cola blind unterwerfen, die eigene Sprache, die Sprache Goethes, mit Amerikanismen schänden und sich schämen, sich als deutsch zu bekennen!

Die Parolen französischer Jakobiner „vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit“ hat Goethe in seinem Epos „Hermann und Dorothea“ als scheinheilige Phrasen entlarvt, die sich in der blutigen

Wirklichkeit ins Gegenteil verkehrten. Das Elend der heimatvertriebenen Deutschen, die vor den revolutionären Banden aus den Gebieten links des Rheins fliehen mussten, schildert er in ergreifenden Bildern, in denen sich schon spiegelt, was deutsche Menschen 1945 erlitten. Im Gleichnis der Dichtung zeigt er, was ein verfolgtes Volk zu tun hat, um sich aus der Katastrophe wieder aufzurichten. Dem Flüchtling Dorothea bietet der deutsche Bürger Hermann seine Hand und eine neue Heimat. Sein Schlusswort ruft dazu auf, eine neue Ordnung zu errichten und sie gegen jede Bedrohung zu schützen: „Dies ist unser! so lass uns sagen und so es behaupten! Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen... Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“

Goethe hat sein Volk auch oft getadelt. Aber er hat sich zu ihm bekannt. Er hat es geliebt. Schon den jungen Studenten begeisterte das Straßburger Münster für die „deutsche Baukunst“, die er gegen den Vorwurf, sie sei „gotisch“, das bedeutete damals barbarisch, leidenschaftlich in Schutz nahm. Angeregt von seinem Freund Herder, sammelte er elsässische Volkslieder und dichtete in ihrer Weise das „Heidenröslein“, das selbst zu einem Lied des Volkes wurde. Noch als alter Mann dachte er mit Rührung an seine Jugendliebe Friederike, die „Elsässer und Schweizer Liedchen“ sang und sich zum Unterschied von den Städterinnen noch „deutsch“, das heißt, in der Volkstracht zeigte. Wie herzlich Goethe auch einfachen Menschen verbunden sein konnte, erleben wir im Osterspaziergang Fausts, der sich unter den Bauern, die ihr Fest feiern, befreit und glücklich fühlt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

Mit seinen Dramen und Gedichten, seinen Balladen und erzählenden Werken hat Goethe mehr für sein Volk geschaffen, als es je ein Politiker tat. Als er zu schreiben begann, war die deutsche Dichtung nach seinen Worten, „in einer wässerigen, weitschweifigen nullen Epoche... Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von anderen Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Der Deutsche,“ folgerte er, war „seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustand verwildert.“ Heute, da Sprache, Kunst, Gesellschaft und alles wiederum „tumultuarisch verwildern“, sollte Goethe uns Mut machen, dass wir uns wieder auf unsere kulturelle und nationale Würde besinnen, dass wir die Diktatur des Hässlichen, die man uns aufzwingen will, abwerfen und uns wieder zu den Werten des Schönen und Guten bekennen.

Goethe hat seinem „geliebten Deutsch“ unendlichen Reichtum geschenkt: leidenschaftlichen Schwung der Sprache in den Jugendwerken des „Sturm und Drang“, kristallklar harmonische Form in der klassischen Dichtung und die dunkle Glut poetischer Bilder in seinem Alter. Seine Spannweite reicht von volksliedhaften schlichten Versen über die kühnen Gleichnisse seiner Hymnen zur märchenhaften Poesie in orientalischem Kleid, vom empfindsamen Briefroman über ein klassisches Hexameterepos zum kunstvoll verschlungenen Bildungsroman, von der Tragödie im stürmischen Stil Shakespeares zum Seelendrama im Geist der Griechen und zu den bunten Bildern der beiden Teile des „Faust“. Wo immer man sein Werk aufschlägt, erlebt man bewundernd, wie schön unsere deutsche Sprache sein kann. Mit Recht durfte Goethe behaupten: „Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet.“

Reiches Schaffen der Dichtung und staatsmännisches Wirken als Minister in Weimar hat er miteinander verbunden, Erforschung der Natur und Betrachtung der Kunst. Nein, was immer auch vom hämischen Zeitgeist an ihm bemäkelt wird: Goethe ist uns nicht „fern“, auch wenn der Tag seiner Geburt nun zweihundertfünfzig Jahre zurückliegt. Aus der Niedrigkeit unserer

Gegenwart erschließen uns sein Wesen und sein Werk Wege in eine neue Zeit. In ihr soll wieder gelten, was der deutsche Österreicher Franz Grillparzer einmal bekannte: „Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde.“

Dr. Walter Marinovic, 1929 in Wien geboren, nach Kriegsdienst und Gefangenschaft Studium der Germanistik und der klassischen Philologie; Gymnasialprofessor für Deutsch und Latein, 1978-1989 Bundesobmann des parteiunabhängigen Verbandes der Professoren Österreichs. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen, unter anderem mit Dr. Otto Scrinzi Herausgeber des Sammelbandes „Goethe: Dichter - Naturforscher - Staatsmann“